

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 22

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 5
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

5

Copyright by Morgarten-Verlag Zürich

«Soll ich's gut machen?» fragt er schnell. «Aber du willst ja doch nicht zurück. Da hinter dem Heimplatz steht ja der Ford vom Vuillemin junior. Gib's zu.»

Von ferne hört man die Strassenbahn vom Kreuzplatz her. Gerti fasst die Koffer. Sie lächelt: «Ich geb's nur zu, wenn du mir schnell noch sagst, wer die Deine da war von gestern nacht.»

Da flüstert er beinah geheimnisvoll: «Gut, doch als unverbrüchliches Geheimnis. Es ist eine Deutsche. Sie musste flüchten. Ich musste ihr doch helfen. Und denke dir: es ist eine Gräfin...»

Die Strassenbahn wird sichtbar.

«Eine Gräfin? ... so etwas!» Als ob er ihr einen ganz unglaublichen Roman erzählte, fragt Gerti mit hellem Erstaunen: «Eine richtige Gräfin? ... Hoffentlich ist's etwas Rechtes...»

Das Tram bremst und hält. Gerti ist eingestiegen. Otto reicht ihr den schweren Koffer hinauf.

«Jetzt aber gibst du mir den Vuillemin ruhig zu. Ich schweige.»

Sie beugt sich aus dem Wagen: «Wir fahren wirklich nach Paris. Der Koller hat's weiss Gott in seinem Rausch geahnt... Es gibt dort eine Stellung für mich.» ... Jetzt fährt die Strassenbahn. «Ich schreibe dir», ruft sie noch. «Schreib mir dann auch!»

Er nickt ein Ja und winkt ihr nach... Da flieht sie denn, seine gute Gerti. Vielleicht wird er auch bald fliehen müssen... wie die Gerti... wie der Vater... ja, und wie diese Gräfin... Herrgott, ich liebe ja eine Gräfin...»

Und während er langsam, aber mit leicht wiegendem Gang den Zeltweg zurückläuft, folgt ihm jener Herr, der sich vor etwa einer Stunde beim Grossvater Weidmann so eindringlich nach einer deutschen Dame erkundigt hatte.

Zweites Kapitel

Das Märchen mit der Krone

Erbgut

«Die Gerti weiss was sie will», dachte Otto, als er den Zeltweg zurückging und sich überlegte, was er den Alten denn zum Troste oder wenigstens zur Erklärung über die Handlungsweise der Ausreisserin noch sagen solle. Das war nicht leicht. Die dringliche Wahrheit würden sie ja doch nicht verstehen. Sie sahen in ihrem halb-bäuerlichen Seldwylertum die einzig mögliche Ordnung der Menschengemeinschaft für «euseris»; und jede Neuerung bedeutete in Tat und Wahrheit die Umwälzung ihrer arbeitsamen und sparsamen Welt. Das war keine Einbildung der Angst; das war schon Wirklichkeit. Sie hatten

genau so recht vom Alter aus wie die Gerti von der Jugend aus. Eine alte Schweiz und eine nigel-nagelneue Schweiz standen sich gegenüber; noch nicht als einheitlich politisierte, aber als kulturelle Seelenfeinde — sich fast so ferne wie Europa und Amerika.

Otto verfluchte seine Fähigkeit, den beiden Parteien gleiches Recht zu geben. Diese Gerechtigkeit und Toleranz kam aber nicht allein aus der Sachlichkeit und Rechtlichkeit des Weidmannschen Geistes, sondern auch aus dem Zwiespalt eines Enkels, der kein Enkel mehr sein wollte. Er grübelte zu viel und züchtete in sich eine Unentschiedenheit, die ihn den meisten seiner ehemaligen Schulkameraden wie auch den

jetzigen Kollegen von der Gravieranstalt entfremdete. Er stand vor einer erneuten Berufswahl, zum Teil gefördert von seinem früheren Zeichnungslehrer Marti, aber mehr noch gehemmt durch den Gegenwillen des Vaters, der alle Art von Kunst schlechthin als «Handarbeit» für brotlos hielt. Statt einen festen Sprung zu wagen wie die Gerti, schwankte er zwischen Technik und Kunst, zwischen seinem Beruf und seiner Berufung — und dem Mitleid mit den Alten.

So stand es auch mit seinem politischen Charakter. Seit diesem Jahre durfte er als soeben erwachsener Bürger an den Abstimmungen teilnehmen. Aber welche Partei? Der Grossvater machte es sich einerseits allzu schwer und andererseits allzu leicht. Er studierte mit peinlichster Genauigkeit die Kommentare, die im gedruckten Heftchen das Stimm-Objekt des weiten und des breiten erklärten, damit ein jeder von seinem eigenen Urteil ein Ja oder ein Nein an die Urne trage. Doch was war das Resultat dieses persönlichen Studiums? Er stimmte genau so wie es ihm seine «Zürcher Post» seit einem halben Jahrhundert auf gut demokratisch vorsagte.

Aber für Otto bedeutete sie kein Orakel. Er kritisierte. Suchte einen Standpunkt zwischen der alten und der jungen Eidgenossenschaft. Er besass nicht jene feste politische Ueberzeugung seines zwei Jahre älteren Freundes Zemp, den er aus einem Abendkurs der Kunstgewerbeschule kannte, einem Fabriklerssohn aus Oerlikon, der absolut kein Eisendreher wie sein Vater werden wollte. Das war ein zorniger und kluger Mensch, der viele Zeitungen las und alle europäischen Zustände so gründlich und scharf zu Ende kritisierte, dass er das künftige Heil nur noch von einem sowjetistischen Ueberstaat erhoffte, der die persönliche Freiheit des einzelnen unwichtig machte vor der Gemeinschaft aller. Tönte denn das nicht ganz vernünftig, beinahe wie die letzte grosse Erfüllung des demokratischen Ideals der «Gleichheit»? Uebrigens predigten ja sogar die Fröntler, die nach deutschem Muster dachten und dafür von Zemp grimmig gehasst wurden, auch eine ganz ähnliche Verheissung und eiferten mit ihren Worten: als ob die alte Schweiz durch sie erst richtig «frei» würde.

Aber dagegen wehrte sich etwas in Otto. Was in der Politik nach Ausland roch, empfand er gleich als schweizerfeindlich. Er war im Steinernen Winkel geboren; in einem alten Gemäuer, das schon jahrhundertlang in der Erde stak, als

wär's ein Felsenstein, der ganz naturhaft aus dem Bodengrund heraufgewachsen war. Der Zemp aber kam aus einer Mietskaserne, die beim Einzug womöglich noch so neu war, dass die Wände hinter den Tapeten vor Feuchte troffen; und wo sein Vater an jedem Monatsersten die Zinszahlung verfluchte und den Hausherrn einen gemeinen Bluthund und Geldsauger nannte, was er vielleicht auch sein mochte. Aber ein Heim- und Heimatgefühl konnte diesen geborenen Revoluzzern à la Zemp in ihren modernen Industrie-Revieren trotz Licht und Luft vor weiten Fenstern nicht wohl erwachsen so wie im Steinernen Winkel, der ein Gefängnis für die Jugend war und dennoch eine Schweizer Burg. Ach, Otto glaubte sich dem Geiste der Familie schon völlig abtrünnig, und blieb dennoch ein Weidmann aus dem Zeltweg. So sehr er die Billigung der ärmlichen Verhältnisse in Grossvaters Hofwinkel als unhaltbar, verstaubt und historisch verwarf, so sah er doch in ihm den freien Mann in seinem eigenen vom Vater der Frau ererbten Hause, das ihm zwar vor Baufälligkeit fast über dem Kopf zusammenstürzte; doch wenn das Unglück schon geschehen sollte, wenigstens sein eigenes Dach war, das ihn begrub. Sein eigener Herr sein! Das widersprach den neuen Offenbarungen aus den Reichen im Osten und im Norden. Es blieb ein unvergängliches Ideal, das noch im allerbescheidensten Besitz und Eigentum konkrete Wirklichkeit erhielt.

Aus diesem Grunde war auch der Vater, der Lokomotivführer, bei seiner Heirat mit der jungen Marie nicht in eine eigene Wohnung gezogen, in irgendein billiges Quartier im dritten oder vierten Stadtkreis hinter dem Bahnhof, was doch sehr praktisch gewesen wäre. Nein, abgesehen vom Vorteil des winzigen Mietzinses, den die Grosseltern für die Ueberlassung der beiden Staatszimmer im Erdgeschoss von ihm forderten, blieb er als Sohn im ideellen Mitbesitz von Haus und Herd. Und da der Grossvater ein friedlicher Mann war und fast den ganzen Tag in den Beeten und an den Bäumen herumwerkte, da die schaffige Grossmutter der Marie, zwar etwas herb aber doch ohne schwiegermütterliche Gereiztheit, in allem Wirtschaftswesen beistand und die ganze Küchenarbeit fast allein bestritt, sah Arnold im Zusammenwohnen mit den Alten nur einen Segen und keine Beschränkung seiner eigenen Freiheit. Er hatte die Marie; er hatte seine Kinder; und er lebte in Vaters Haus. Bis eben die Marie starb und

die Kinder auf einmal keine Kinder mehr waren. Da verlor er die Freude an der Familiengemeinschaft — ganz gleich wie seine eigenen Kinder. Die merkten sehr genau die Wandlung ihres Vaters. Er hatte da irgendwo eine neue Frau gefunden, von der niemand etwas Genaues wissen durfte. Da ging er wahrhaft «ausser Hauses». Auch der Vater Arnold war auf einmal kein «Sohn» mehr dem Grossvater gegenüber; und was noch eigentümlicher und ihn selbst unheimlich anmutete: er war kein «Vater» mehr für seine Kinder. Das Haus hielt sie alle nicht mehr zusammen, das gute alte Haus.

Eine solide Liebschaft — und eine unsolide

Da war nun eben auch Gerti gegangen. Otto imponierte ihre Energie, ihre Entschlusskraft, ihre harte Entschiedenheit das Leben anzupacken. Sie hatte des Vaters kindliche Naivität und die bäuerliche Nüchternheit der Grossmutter geerbt. Sie war nicht sonderlich klug, aber fleissig und zielbewusst in aller Arbeit; kam nie zu spät in ihr Büro und hielt sich im Gegensatz zu vielen andern Mädchen ihres Alters die werbenden Männer weit vom Leibe. Zwar zog sie sich gut an, ging hin und wieder tanzen oder ins Strandbad; und machte sich dazu adrett zurecht, im vollen Bewusstsein ihrer etwas derben, aber gesunden Schönheit. Die Gerti hatte das Gleichgewicht. Und die Geschichte mit dem jungen Vuillemin war gar nicht so unsolid wie sich's im ersten Augenblick anhören mochte.

Erstens war der «junge Vuillemin» ein Mann von zweiundvierzig Jahren und hiess in seiner Firma drüben im Fabrikgebäude nur der «Junior» zur praktischen Unterscheidung vom «Senior», seinem Vater. Der stand schon in den siebzig; benahm sich aber trotz dieser Alterswürde noch immer als ein lebensfreudiger und beweglicher Witwer, der auf seinen Gesellschaftsabenden auch Schauspieler und fremde Literaten und Maler einlud, und zwar beiderlei Geschlechts — was seinen alten Associé, den soliden und schaffigen Hauser merklich verstimmte. Auch Herr Vuillemin junior lebte etwas frei und war immer noch Junggeselle. Als Prokurist des Vaters und des alten Hauser, der vor fünfunddreissig Jahren seine Buchbinderwerkstatt zur Kartonagefabrik erweitert hatte, bezog er einen Drittel der Einkünfte aus dem gut gehenden Geschäft. Sehr reich

wurde man dabei allerdings nicht. Aber Vuillemin junior konnte sich, solange er eben Junggeselle blieb, eine moderne Dreizimmerwohnung in der Minervastrasse und ein Auto halten und hatte immer noch so viel frei verfügbares Bargeld im Portemonnaie, um sich ein halbwegs elegantes Leben mit wechselnden Freundinnen und gelegentlichen Reisen leisten zu können. Die reiche Partie war bisher nicht erschienen, ob schon der Junior von angenehmem Aeusseren und ein «Herr» war, der aus einer einstmals begüterten Lausanner Familie stammte. Aber «einstmals» ist eben nicht «jetzt». Die reichen Partien ergaben sich in der Stadt Zürich im allgemeinen nur mit ebenso reichen Partnern. Man verschleuderte sich nicht «aus Liebe» unter denen, «die's hatten».

Kam also die richtige Partie noch nicht, so kam dafür die Gerti. Als Kind hatte sie der zwanzig Jahre ältere kaum beachtet. Aber als er sie nach einer zweijährigen Abwesenheit in Paris zum erstenmal als ein erwachsenes Fräulein sah, da schlug es ein bei ihm. Und sie sah es und freute sich, dass es eingeschlagen hatte. Denn er hatte zu Hause immer als ein vermöglicher Mann gegolten; sah gut aus mit seinem gestutzten Herrenschnäuzchen auf der Oberlippe; und sein freies sportliches Gehaben, das beim alten Hauser und seinesgleichen viel Anstoss erregte — das gerade gefiel ihr. Wenn er abends seinen eleganten Zweisitzer aus der improvisierten Garage zwischen dem Gelass des Fuhrmanns Koller und dem Stall des Alten Fritz herausrattern liess, so suchte er Gertis Blick; und der ihre suchte den seinen. Es war kein Flirt. Keine Versprechungen der Augen neckten hin und her. Man nahm sich ernst von allem Anfang der Bekanntschaft an. Man traf sich an dritten Orten. Gerti kannte das kleine Auto bald nicht mehr nur von aussen. Sie erlebte in ihm die schönsten Weekendfahrten, und man trennte sich in der Sonntagnacht nur schwer.

Einmal sprach Vuillemin sogar vom Heiraten. Es wäre so schön. Aber dann müsse er sich einschränken, es sei denn, dass neues Geld in die Fabrik gesteckt würde zur Erweiterung des Unternehmens. So etwas sei gerade im Gange. Man habe Verbindungen mit einer Pariser Firma und einem Zürcher Geldgeber, dem bekannten Häuseragenten Stämpfli. Der ganze Komplex hinter dem Zeltweg, dessen Hauptgelände übrigens schon seit Jahren dem verdamnten Stämpfli gehöre, würde dann angekauft für die neuen Baulichkeiten. Dann fiel auch das alte Hausgewinkel unter die

Spitzhacke, da wo die Weidmanns wohnten und der Buchbinder Rüegg, der noch beim alten Haus vor Menschengedenken als Lehrling gearbeitet habe und mit der Zeit nicht mitgekommen sei als ein unverbesserlicher Faulenzer und Bücherleser. Auch Hämigs Gemüseparadies würde mitgekauft. Die müssten dann alle heraus wenn die A.-G. zustande käme... Und dann wolle man ernsthaft vom Heiraten reden, vielleicht gehe es kein Jahr mehr bis dahin.

So stand die Sache zwischen Gerti und dem «jungen» Vuillemin. Sie vertraute sie niemandem als ihrem Bruder an. Noch aber wusste Otto nicht, dass Gerti wegen Verleumdungen einer intriganten Kollegin im «Mondial»-Warenhaus gekündigt worden und, ohne die Entlassungsfrist noch abzuwarten, auf Vuillemins Vorschlag eingegangen war, ihn auf einer längst fälligen Geschäftsreise nach Paris zu begleiten, um damit für die nächsten paar Wochen all den Plagereien mit den Alten wegen der Kündigung und neuer Arbeitssuche zu entgehen. Weiss Gott, die Gerti hatte recht, dreimal recht. Sie hatte sich zum Bruch entschlossen. Jetzt fuhr sie auf gut Glück nach Paris, und doch nicht ins Blaue. Sie beschämte ihn. Sie war ein anderer Kerl als er, der immer noch halb und halb machte.

Offenbar hatte er zu viel Mutterblut in sich und mehr von Grossvaters idyllischer Besinnlichkeit geerbt als von Grossmutter Bauernderbheit. Sonst wäre er schon vor einem Jahr davongegangen, als der Zeichnungslehrer Marti ihn dem Direktor von der Kunstgewerbeschule als junges Talent empfohlen hatte, mit dem Erfolg, dass er gewisse Sonderkurse ohne Entgelt besuchen durfte. Wenn er sich frei machte vom Vater und vom Graviergeschäft, so würde er schon Unterstützung finden, um seine Begabung zu entwickeln. Dann erst, in der Freiheit, käme er so richtig ins Schaffen; und damit zur Anerkennung. Schon als kleiner Junge hatte Otto dem Buchbinder Rüegg beim Ordnen der bunten Vorsatz- und der maserierten Einbandpapiere geholfen und dabei manche Reststücke erhalten, aus denen er die wunderschönsten Mosaike zusammenklebte: Segelschiff, Landschaft mit Wolke, Berg und See; den Eiffelturm und den dicken Turm der zürcherischen Peterskirche mit dem grössten Zifferblatt der Schweiz — wo nicht Europas oder gar der ganzen Welt. Auf letztere Möglichkeit war Otto besonders stolz. Dann hat er sich mit fünfzehn Jahren zu Weihnachten vom Vater einen Aquarellkasten ge-

wünscht, um es endlich den Reklamezeichnern gleichzutun, deren farbige Herrlichkeiten er an den Plakatsäulen in der Stadt bewunderte. Da leuchtete die ganze weite Welt heraus. Er dachte sich bestimmte Aufträge, die er auszuführen hätte, namentlich im Dienst der Reisebüros und der Hotellerie. Alle Wände und die schräge Decke seiner Dachkammer waren ausgestattet mit den Lockbildern des Matterhorns, des Golfs von Rio de Janeiro, ja der Pyramiden in Aegypten. Der eingebildete Auftrag kam von Cook & Sons. Auch für seine Graphieranstalt entwarf er einen Helgen, auf dem ein riesengrosser Gummistempel den Namen seiner Firma auf den Asphalt des Bellevueplatzes druckte. Aber zum Höhepunkt seines Schaffens führte ihn die imaginäre Bestellung des Plakates zu einer von ihm zu diesem Zweck erdachten internationalen Modeausstellung. Hier versuchte er sich zum erstenmal am menschlichen Körper, um die Muse der Mode in einem nackten Weibe darzustellen. Die Aufgabe war gewaltig für den inzwischen achtzehnjährig gewordenen jungen Mann, der noch nie am Akt studiert hatte. Die Formung des Gesichts bot ganz besondere Schwierigkeiten. Denn es genügte ihm hier nicht irgendeine schöne Frauenmaske, sondern die Modemuse sollte die Züge Vrenis tragen. Denn Vreni war sein Schatz.

Otto traf sie jeden Abend, wenn sie aus ihrem Modegeschäft am Rennweg kam. Er durfte sie auf den Mund küssen. Nach einem halben Jahr erlaubte sie ihm noch mehr. Er liebte sie als die erste Frau seines Lebens. Er begehrte sie mit um so grösserer Spannung, als sie ihm ihre allerletzte Gunst nur kurze Zeit gewährt und dann durch ihr verflirtetes Wesen viel Herzensqual bereitete. Ihr wollte er mit dem Modeplakat beweisen, dass er wirklich nicht nur ein Graveur-gehilfe war, sondern ein Künstler, der ihre Züge im Idealstil zu verewigen vermochte: die feine Kontur ihres Kopfes, die Linien ihres Halses, der Knabenhüften und der zerbrechlich zarten Beine eines Rehs. Eine Reifeprüfung und eine Liebeserklärung sollte dieses Plakat werden. Aber es gelang nicht. Die vielen Studien, die er im Strandbad an ihr machte, führten wohl zur Silhouettierung einer graziösen Modegestalt, deren Kopf jedoch auf tausend anderen Puppenhälsen sitzen konnte, so wenig traf er die kokette Fratze Vrenelis. Der Typus gelang ihm wohl, aber nicht das Individuum!

(Fortsetzung folgt)